

Verlag Bibliothek der Provinz

Klaus A. Amann
WIR LAGEN VOR MADAGASKAR
Eine Vernehmlassung

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-358-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: Klaus A. Amann

Klaus A. Amann

WIR LAGEN VOR MADAGASKAR

Eine Vernehmlassung

WIR LAGEN VOR MADAGASKAR

Wir lagen vor dem Zelt auf einer großen Wiese in einem Dorf über dem Felsen und es war das erste große Abenteuer für zwei Kinder, die mit ihrem Vater zelten waren. Damals war er noch der Übervater, der den schweren Rucksack trug, das Zelt aufstellte, ein Feuer machte und das Essen über dem Feuer wärmte. Der vor der Dunkelheit keine Angst hatte und am Feuer eine Geschichte erzählte. Bei ihm waren wir sicher, er roch nach Tabak und wusste meistens wie's nach der nächsten Ecke weiterging. Ein wenig vergesslich war er immer schon gewesen: Auf dem Weg nach Hause kamen wir an der Gastra vorbei, einem Ausläufer des riesigen Waldes, der zu unserem Dorf gehört und mein Vater dachte nicht daran, dass diese Gastra sehr abrupt mit dem Pfarrschrofen endete, einem Felsen, der so schroff und unzugänglich wie unser Pfarrer damals war und gute zwanzig Meter fast senkrecht abfiel. Er ließ uns dort seelenruhig spielen, bis der ältere Bruder in kindlicher Neugier die Abgründe des Schrofen erforschen wollte, abrutschte und mit großem Glück auf einem vorgelagerten Podest zwei bis drei Meter weiter unten aufschlug und sich an einer Haselstaude festhalten konnte. Er schrie vor Schreck mit voller Kraft, aber unser Vater konnte von oben nicht an ihn herankommen, ohne uns alle in Gefahr zu bringen, und es vergingen einige panische Minuten, bis am Bauhof, der senkrecht unter dem Felsen lag, jemand die Schreie hörte, die Lage erfasste und die Feuerwehr rief. Während der Vater dem Ältesten zuredete, ruhig zu bleiben und ja nicht die Hasel-

stauende loszulassen, kam die längste Leiter der Feuerwehr von unten herauf und holte den Buben aus seiner Schieflage. Die Geschichte wurde schonungsvoll und schmucklos der blassen Mutter berichtet und ging in die Familiensaga ein. Mehrere Jahre später in der Unterprima wählte mein Bruder in Deutsch das Aufsatzthema *Ein großer Schreck!* und ließ sich fantasievoll über den Beinahe-Todessturz am Pfarrschrofen aus, glänzte sprachlich und orthographisch und schrieb mit der sichtlichen Freude eines Schülers, der die Kraft des geschriebenen Wortes spürt, die Möglichkeiten seiner Muttersprache auslotet wie damals die Tiefe des Felsens und sich der Wirkung seiner Geschichte sicher ist. Allein, der Germanist, der ihn unterrichtete, war ein trockener Mensch – sah man von seinem Alkoholkonsum ab –, der den Text mit einem *Befriedigend* beurteilte, weil die Geschichte, wie er unserer Mutter am Sprechtag erklärte, unmöglich wahr sein könne und viel zu stark im Fantastischen angesiedelt sei. Wir hingegen konnten später kaum glauben, dass der Herr Dr. Germanist, Lateiner und Historiker, den Fernsehapparat in seinem Haus abrupt von den Kabeln trennte und ihn zum offenen Fenster hinaus in den Garten warf, weil er das Programm für kinderschädlich hielt, oder dass er die Jeans seiner emanzipierten Tochter auf dem Hackstock mit einem Beil zerkleinerte, weil Mädels in seinem Weltbild nur Röcke trugen. Doch ich schweife ab, komme vom Hundertsten ins Tausendste. Zurück zu meinem Vater.

Heute, fünfzig Jahre später, liegt er vor Madagaskar, auf einer weißen Couch, mit einer weißen Decke und weiß nichts mehr. In seinem Gedächtnis ist es so weiß wie in seiner Umgebung, aus den weißen Flecken der Erinnerungslagen ist ein durchgehen-

der weißer Kontinent geworden, den er nicht mehr verlassen kann. Es ist hell in der Stube, auch im Winter, große Lampen erleuchten das Zimmer taghell. Das Gedächtnis aber bleibt dunkel und wird immer noch dunkler. Über dem Felsen vor fünfzig Jahren war es stockfinster gewesen und trotzdem alles klar und sicher: dass wir schlafen würden, dass wir am Morgen einen heißen Tee bekommen würden und über knietiefe Wiesen voller gefährlicher Kühe wieder nach Hause zurückkehren würden. Heute ist für meinen Vater nichts mehr sicher, er weiß nach zwei Minuten nicht mehr, mit wem er eben telefoniert hat, er weiß nicht, wer ihn da eben freundlich lachend begrüßt, und er überspielt die Situation geschickt und sagt: Kommst du auch wieder einmal vorbei! – Was in Amelies Fall sogar zutrifft, weil sie in Wien studiert und ihren Großvater nicht jede Woche sieht. Wir aber wissen nicht, ob er seine Enkelin überhaupt erkennt. Auch zu mir sagt er jede Woche ein- bis zweimal, wenn ich vorbeischaue, um die Getränkeversorgung aufrechtzuerhalten, einen Einkauf zu erledigen, mit ihm spazieren zu gehen und mich nach Gesundheit und Pflege zu erkundigen: Dass man dich auch wieder einmal sieht! –

Am liebsten liegt mein Vater auf der weißen Couch – die früher, als alles klar war und er etwa von einem Vortrag von Iris Murdoch in der Begleitung von John Bailey an seiner hoch respektierten Alma Mater erzählte, schwarz war. Er liegt und döst und blinzelt unter der Decke hervor und schläft und ist ein Madegasse, mit dem wir uns nicht mehr so richtig verständigen können, jedenfalls nicht mehr so, wie wir's gewohnt waren und gerne hätten. Wenn meine Mutter ihn auffordert, doch an den Tisch zu kommen –

Wir haben Besuch! Und du kannst den ganzen Abend wieder liegen! –, dann kommt er zögernd und unsicher zu uns an den Tisch. Vergessen hat er, den heißen Kaffee auf mehrere Schlucke zu verteilen, vergessen, den Kuchen langsam zu genießen im Rhythmus der Unterhaltung und parallel zum Kaffee, nein, er stürzt den heißen Kaffee in einem Satz hinunter und lässt den Kuchen zur Hälfte stehen. Am Mixed-Doppel der Unterhaltung kann er nicht teilnehmen, und er versucht, den Tisch so bald wie möglich wieder zu verlassen. Wenn er noch vorher jemandes Aufmerksamkeit bekommen hat, rezitiert er ein Seemannslied, das wir schon Hunderte, vielleicht schon tausend Mal gehört haben: *Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord. In den Kesseln, da kochte das Wasser –* faulte, korrigiert ihn meine Mutter, faulte heißt es, aber das sage ich dir schon zum hundertsten Mal – *und täglich ging einer über Bord*, fährt mein Vater unbeeindruckt fort. Mit theatralischer Geste und kräftiger Stimme trägt er abschließend den Refrain vor, als wäre er ein memorables Zitat aus der Literatur oder eine bemerkenswerte Pointe, die man sich unbedingt merken sollte: *Ahoi, ahoi, Kameraden, ahoi, ahoi! Ja, wenn das Schifferklavier an Bord ertönt, ja, dann sind die Matrosen so still, ja so still, weil ein jeder nach seiner Heimat sich sehnt, die er gerne einmal wiedersehen will* – und zieht sich dann zurück auf sein weißes Schiff vor Madagaskar, wo er noch Kapitän ist und die Meuterei des Alltags am erträglichsten ist.

Dies scheint der Kern seiner Botschaft zu sein: *weil ein jeder nach seiner Heimat sich sehnt, die er gerne einmal wiedersehen will*. – Dies sagt er seinem Gegenüber, uns Kindern, seinen Enkeln, seinen Geschwistern, einem Besuch, dem er traut, als könne man daraus eine wich-

tige Lehre ziehen, als solle man sich diesen Satz gut hinter die Ohren schreiben, wie meine achtjährige Nichte gelegentlich ihre Mutter zitiert: Schreib dir des hinta die Oahn!

Gemischt sind auch die Reaktionen auf das Recital – unser Vater konnte früher Shakespeare, Chaucer, Verlaine oder McLuhan zitieren und dies manchmal mehrere Minuten lang –, von peinlich berührter Abweisung – Das hast du doch schon so oft gesagt! – über mitmurmelnde Begleitung und Stimmführung, wenn eine Zeile wankt oder ausfällt, bis zu lautstarkem Mitsingen des Refrains, der zweiten und der dritten Strophe. Dass diese Reaktion die beste ist, habe ich zum ersten Mal bei meinem philosophischen Onkel G. erlebt, seinem jüngsten Bruder. Er hat kräftig mitgesungen, wir dann auch, und mein Vater war zufrieden, strahlte und verschluckte sich fast vor lauter Text, weil auch die letzten Drähte, die noch Verbindung haben, gemächlicher summen. Die Musik scheint es, treibt nicht nur, wie es beim barocken Dorfpoeten meines Vaters heißt, die Schmerzen behänder vom Herzen, sie dürfte auch wie bei Kubricks *Odyssee im Weltraum* eine der letzten Karten im großen Memory sein, das wir zeit unseres Lebens aufzudecken versuchen.

So lag unser Vater immer öfter und immer länger vor Madagaskar und niemand wusste, wie er dort hingekommen war. Wohnten wir zu weit entfernt von dem Dorf, in dem wir aufgewachsen waren? Sahen wir unseren Vater zu selten und wenn zu kurz, um mitzukriegen, dass er uns möglicherweise nicht mehr erkannte? Lag es an der Verständigung innerhalb der Familie, dass so lange Zeit nicht von Krankheit die Rede war? Wir stellten keine Fragen, vielleicht aus parzivalesker Ritterlichkeit, vielleicht weil wir unse-

ren Vater nicht bloßstellen wollten und er uns schon hilflos genug erschien. Und er stahl sich sehr geschickt nach Madagaskar. Wenn wir am Telefon fragten: Habt ihr etwas vor am Wochenende?, dann sagte er: Warte, ich hol dir die Mama, mir ist es momentan entfallen, ich weiß es gerade nicht mehr. – Wir gaben uns lange mit diesen Antworten zufrieden, wir waren froh, dass kein Handlungsbedarf vom Hochmast erspäht wurde. Nur in einem Punkt handelten wir rechtzeitig, ohne das Kind allzu direkt beim Namen zu nennen, um größerem Unheil zuvorzukommen – beim Steuerrad. Mein Vater hatte den Führerschein sehr früh bei der amerikanischen Besatzungsmacht gemacht und mit einem US-Jeep in den 1950er Jahren den einzigen Unfall in über sechzig Jahren am Lenkrad gebaut. Er war, wie er öfters erzählte, wenn wir dort vorbeifuhren, in Satteins von der Straße abgekommen und in ein *Müürle* gekracht, die kleine Mauer gab dem Jeep das Letzte und er fürchtete gemäß seinen Erfahrungen mit den braunen Khmer der deutschen Wehrmacht strenge Sanktionen. Zu seiner Überraschung fragte ihn sein amerikanischer Vorgesetzter, wie es zu dem Unfall gekommen sei, und schlug dann vor, sich beim nächsten Mal zu überlegen, wie er besser erst gar nicht in so eine Situation kommen könnte! Und dass wir aus Fehlern am meisten lernen könnten. Dieser Kommentar verblüffte Vater mehr, als ihn jede Sanktion hätte treffen können. Er versuchte nie, jemanden mit Autos oder Geschwindigkeit zu beeindrucken. Und kurioserweise lehnte er es, solange er Autos kaufte, strikt ab, deutsche Marken zu kaufen, die in unserer Region sehr populär sind und die Liste der meistgekauften Autos in der Regionalzeitung, die sonst wenig Interessanteres zu berichten hat, regelmäßig anführen.

Nach über sechzig unfallfreien Jahren also fing es damit an, dass er das Auto im Dorf suchte, weil er sich nicht mehr genau erinnerte, wo er geparkt hatte, beim Ein- oder Ausparken kleinere Schrammen verteilte, für die meine Mutter immer den anderen die Schuld zuwies (Mir sind doch richtig), und er nächtliche Autofahrten oder Tunnels vermied wie der Anfänger das Bergauf-Losfahren. Meine Mutter hatte den Führerschein nie erworben, in ihrer Generation hier am Land die Regel, und da sie äußerst schlecht zuwege war, fürchtete sie den Abschied von der Automobilität so sehr, dass sie sich weigerte, das Auto aufzugeben und der Realität in die stahlblauen Augen zu blicken. Von uns Geschwistern haben nur drei den Führerschein gemacht und nur zwei fahren regelmäßig Auto. Zwei sind zu schreckhaft, um die gelegentlichen Adrenalinkicks des modernen Straßenverkehrs abfedern zu können, und einer meidet den Individualverkehr, wo immer dies nur möglich ist.

Gerade für einen Autofahrer ist es nicht einfach, seinem eigenen Vater zu sagen, das es an der Zeit sei, das Auto abzugeben. Immerhin hat er mir das Autofahren ermöglicht, das Auto Hunderte Male zur Verfügung gestellt, kleinere Übersiedlungen an die Uni durchgeführt und auch größere Wünsche erfüllt mit einer Tagesfahrt zu einem kleinen Flughafen in Luxemburg, von wo der billigste Studentenflug in die USA ging, via Reykjavik über New York nach Chicago. Und jetzt versuche ich es mit einem vorsichtigen:

- Papa, glaubst du nicht, dass es sicherer wäre, den Rover nicht mehr zu fahren?
- Ja, und wer fährt dann einkaufen?

–Das müssen wir dann organisieren, Konne und ich kommen ja jetzt schon jede Woche und Renee kann auch mal einkaufen statt bügeln.

–Wenn du meinst.

Wir meinen es immer öfter. Nach einem Sommerfest im Nachbardorf steigt mein Vater am Nachmittag ins wüstenheiße Auto, fährt die paar Kilometer nach Hause und fällt – zum Glück erst im Wohnzimmer – um: Schwindel, Kreislauf, die Hitze. Ich war nicht dabei, aber ich kann mir vorstellen, dass er vergessen hatte, das Auto zuerst etwas abkühlen zu lassen, die Fenster zu öffnen vor und während der Fahrt – oder das ging nicht wegen Mamas Frisur –, die Belüftung auf ganz kalt zu stellen und vor allem: nicht gleich nach dem Essen nach Hause zu fahren. Genau das wollte er aber immer öfter: bald wieder nach Hause fahren. Wir verstanden das lange nicht – wir hatten es ja nett, für uns hatte jeder Besuch, hin oder her, Unterhaltungswert, wir unterhielten uns doch, kommentierten Neues und frischten Altes wieder auf, vom Thema zum Rhema, tischten Kuchen und Kaffee auf, und beim Wein konnte es downright lustig werden, vor allem in größeren Runden, wenn die Sprüchemacher und Spottdrosseln der erweiterten Familie sich auf ein Thema eingeschossen hatten und jene Scheingefechte ausfochten, die anstelle wirklicher Auseinandersetzungen stattfanden. Der Schmäher rannte, auch wenn Feuer am Dach war und der Vater nach Hause wollte.

Dann kam die letzte Autofahrt. Meine Mutter war auf einer dreiwöchigen Kur im Bregenzer Wald – *Fabr ma no a kläälä* – und wir versorgten den Vater abwechselnd, die Demenz war noch in einem Frühstadium, in dem sie nur ein Fachmann erkannt hätte,

und ich schlug vor, ihn in seinem Auto nach Reuthe zu fahren. Er wollte aber partout selber fahren, und so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn zu begleiten. Ohne Beifahrer, fürchte ich, wäre er nie in Reuthe angekommen. Ich war schon viele Jahre nicht mehr mit meinem Vater in seinem Auto gesessen und mir wurde sehr schnell klar, dass unsere Befürchtungen, die Fahruntauglichkeit meines Vaters könnte über das Vermeiden von Nacht und Nebel hinausgehen, nicht übertrieben waren und auch nicht als hysterisch bezeichnet werden konnten. Bis Dornbirn ging es wie gewohnt auf der Autobahn, wenn auch wesentlich langsamer, als man dort zuwege sein könnte. Mit der Umfahrung der Stadt war mein Vater aber bereits überfordert. Er konnte die Richtungsschilder und die Ortsnamen nicht mehr richtig zuordnen, zur Farbenblindheit kam jetzt erschwerend dazu, dass er sich an die Funktion der Ampel nicht mehr genau erinnern konnte, und die engen Kehren über der Stadt schnitt er ab, als wäre die Strecke für ein Oldtimer-Rennen gesperrt worden. Ich griff genauso ungern wie in sein Leben jetzt gezwungenermaßen in die Lenkung des Wagens ein, um uns mehrere Male auf die landesübliche Straßenseite zurückzubringen. Zum Glück sind im Bregenzerwald Ampeln so selten wie Polizisten und so kamen wir heil, aber auch erleichtert im Heilbad an. Ich erinnerte mich an verschiedene kleine Zeitungsnotizen – unsere Regionalzeitung ist nun einmal bezüglich Neuigkeiten auf Todes- und Fasttodesanzeigen angewiesen –, in denen etwa von einer 90-Jährigen berichtet wurde, die als Geisterfahrerin die Rheintalautobahn über mehrere Auffahrten hinweg in die falsche Richtung befahren habe, und, überzeugt von der Richtigkeit ihres Tuns, sich angeschickt

habe, den einspurigen Pfändertunnel in Geisterrichtung zu queren. Nur der gut überwachten Baustelle an der zweiten Tunnelröhre war es zu verdanken, dass sie von ihrer eigenen Auffahrt gen Himmel abgehalten werden konnte. Auch auf der Polizeistation war sie noch lange und nachhaltig davon überzeugt, richtig gefahren zu sein, und wollte von einer Anzeige nichts wissen.

Solcherlei Geschichten im Kopf, schlug ich meinem Vater vor, die Heimfahrt mir zu überlassen, die Landschaft zu genießen und dafür die etwas kürzere Strecke zu nehmen, auf der wir schneller zu Hause wären. Erstaunlich schnell war er damit einverstanden, fast schien es, als sei er froh, nicht mehr fahren, schalten, schauen und entscheiden zu müssen, ganz wie ein Führerscheinneuling, der eine lange Strecke gefahren ist und jetzt froh ist, den Autoschlüssel wieder abgeben zu dürfen, weil er keine Routine hat. Mein Vater hatte sechzig Jahre Routine, aber sie zerbröselte mit seinem Gedächtnis.

Ein paar Wochen später – mein japanischer Bruder war auf Sommerfrische im Hotel Mama – ließ sich mein Vater überzeugen, dass es besser sei, auf öffentliche Verkehrsmittel umzusteigen und das Auto seinem vertrauten Mechaniker zurückzugeben. Wir machten ein Abschiedsfoto von Fahrer und Beifahrern vor dem Wagen, das mich sehr an den letzten Tag der Zugpferde unseres Großvaters, des Schnifner Tättas, erinnerte. Ich meine heute noch, eines der Tiere hätte Fritz geheißen – wie es früher ja üblich war, Tieren ironisch klingende große Namen zu geben (der Spitz der Großeltern hieß *Amor*) –, obwohl ich damals höchstens fünf war und keine Ahnung hatte, wohin die Pferde gebracht wurden. Sicher war es für den

Großvater ein sehr schmerzlicher Abschied *für* seinen kleinen Bauernhof und vor allem *von* einem Zeitalter. Jetzt zog der Traktor die Heufuder ins Tenn, wo ein faszinierendes Gebläse das ihm zugegabelte Heu wie eine magisch kanalisierende Windhose einsog und auf dem Heustock verteilte. Kaum etwas hat mich als Kind mit größerem Stolz erfüllt, als wenn ich nach dem Heuen im Ried oder im Märchenwald zerkratzt, von Bremsen und Rossfliegen zerstoichen und sonnenverbrannt die verantwortungsvolle Aufgabe des Heuverteils übertragen bekam, mit zwei brummigen Anweisungen, nicht zu viel auf einmal und ja nicht die Gabel ins Gebläse zu bringen.

Jetzt gingen 85 Pferdestärken zur Werkstatt, genauer gesagt in den Hinterhof der Werkstatt, die Nummerntafeln wurden abmontiert, die Versicherung gekündigt, ebenso der Autofahrerclub. Wir versuchten die Vorteile eines autofreien Lebens ins rechte Licht zu rücken: keine gefährlichen Situationen hinterm Steuer, keine Versicherungskosten und keine Steuern, Benzinkosten null, keine Reparaturen mehr – unterm Strich hatten die Eltern so mehr als genug für Bus, Bahn oder Taxi, damit konnten sie immer noch samstags zum Markt in die Stadt und sonntags ins Gasthaus, wenn sie denn wollten. Mein Vater aber wollte auf die Couch, weil er sich auswärts immer verlorener vorkam, und meine Mutter sparte das Geld lieber, warf uns dafür immer wieder vor, dem Vater und dadurch vor allem ihr das Auto viel zu früh weggenommen zu haben, und weigerte sich vehement, die Bedienungsanleitungen der Fahrkartenautomaten, die das Bahn- und Schalterpersonal wegrationalisiert hatten, etwas genauer anzusehen. So lag mein Vater vor Madagaskar und hatte die Pest an Bord.

Klaus Andreas Amann wurde in Hohenems geboren und verbrachte Kindheit und Jugend im Ländle. Das Studium der Musik, der Amerikanistik und der Hispanistik führte ihn nach Innsbruck, Iowa und Wien. Nach 20 Jahren in den USA, in Wien und Spanien lebt er heute wieder in der Provinz. Neben seiner Unterrichtstätigkeit mit Schwerpunkt Spanisch ist er Lehrbuchautor in Berlin und hat Werke von Autoren wie Antonio Skármeta, Manuel Rivas, Pedro Almodóvar, Elvira Lindo, Hernán Rivera, Daniel Defoe und Junot Díaz annotiert und kommentiert. Er reist, liest, musiziert, fotografiert und schreibt gerne, ist mit Chile verheiratet und hat zwei umtriebige Töchter.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien